

Thätigkeit der Flavier künftigen Kaiser an der noch nicht als diese den Grenzwall bedeckt, dass Reich sich nicht mehr zu erweitern dürfte. Nur die von der südlichen Karpatenreihe abfallenden Thäler, die durch die Fließwege der Flüsse waren, wurden leicht und rasch erreicht, durch Vernehmung der Schiffe und der Grenzstellungen die ohne Mannen zu gehen. Am künftigen Reich eine sorgfältige Ueberwachung der vorgeschrittenen Stromübergänge anzuordnen zu sein, in Afrika wird gegen die unabhängigen Barbarenstaaten, in Britannien die neue grossartige Grenzwehr römische Linien vorwärts in Richtung des neuen grossartigen Grenzwall des Pannonalien geschaffen. Nur durch die Insel von der Mündung des

III. Miscellen.

1. Die hockende Bestattung. In der Generalversammlung des naturhistorischen Vereins in Bonn am 22. Mai 1888 berichtete ich über den Fund eines halbsitzenden Skeletes in einem Grab bei Burgbrohl. Es fanden sich dabei schwarze dicke Thonscherben mit blattförmig zusammengestellten geraden Strichen verziert und Knochen vom Reh und Schwein. Der ziemlich geräumige Schädel hat gut entwickelte Nähte und vorspringendes Kinn, sein Längen-Breiten-Index ist 77. Doch ist er prognath und mit Dendriten bedeckt und hat abgeschliffene Zähne, die crista naso-facialis ist abgerundet, die Alveolarwand vor dem obern Eckzahn ist breit, die Achse der Tibia weicht, wenn man die obere Gelenkfläche horizontal stellt, um 10^0 zurück; die Gelenkfläche des Metatarsus der grossen Zehe gegen das 1. Keilbein ist stärker ausgehöhlt wie gewöhnlich, der Körper des Unterkiefers ist unten verdickt. Das Grab war in den Tuff eingeschnitten. Diese Art der Bestattung kommt am Rheine selten vor. Ein solches Grab fand sich neben Gräbern aus der Steinzeit bei Nieder-Ingelheim, vgl. Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn, 1864 Sitzb. S. 113. Ein anderes bei Kirchheim in der Pfalz beschrieb Mehlis, vgl. Correspbl. d. deutschen Anthropol. Ges. August 1881. In den Händen desselben lag ein durchbohrtes Steinbeil, dabei Thonscherben, deren Ornament mit weissem Kitt ausgelegt war. Dieselben fanden sich in Nieder-Ingelheim, auch in Monsheim, wo nach Lindenschmit die Köpfe der Skelette meist auf dem Gesichte lagen, als seien diese in sitzender Stellung beerdigt. Alterth. unserer heidn. Vorzeit Taf. I, 7 u. 8. Schliemann fand die weiss eingelegten Thongeräthe auch in Hissarlik. Fr. Troyon hat in seiner Schrift: Habitacions lacustres, Lausanne 1860, zahlreiche Beispiele dieser alten Bestattungsweise zusammengestellt. Schon Herodot berichtet, IV. 190, dass die Nasamonen, welche lybische Nomaden sind, ihre Todten sitzend bestatten. Auch Diodor Sicul. IV. c. 3 sagt es von den Troglodyten Aethiopiens. Bei den Hottentotten hat sich die Sitte erhalten. Auch unter den alten Fundamenten von Babylon hat man solche Bestattungen gefunden, Revue de deux mondes, 15. Oct. 1854. Nach Cicero (de legibus II, 25) befahl Cero, die Todten in den Schooss der Allmutter Erde zu legen. Cicero

sagt, dies scheine ihm die älteste Begräbnissart, deren sich nach Xenophon auch Cyrus bediente und fügt hinzu: „redditur enim terrae corpus et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur. Nach diesem Ritus soll König Numa begraben worden sein und das Geschlecht der Cornelier behielt diese Art des Begräbnisses bei bis zu unserer Zeit.“ Troyon will diese Stelle auf das Begräbniss in hockender Stellung beziehen, weil diese die Lage des Kindes im Mutterleibe gleichsam darstellt. Es ist aber davon in derselben doch gar nicht die Rede, auch wir sprechen, wie Cicero, vom Schoosse der Erde, dem wir die Todten übergeben. Der Stellung des Kindes im Schoosse der Mutter gleichen allerdings die Mumien der Peruaner und Troyon meint, das Weissagen aus den Eingeweiden könne den rohen Völkern diese anatomische Kenntniss verschafft haben. Man findet peruanische Vogelmmumien, deren Klauen an die Brust gelegt, deren Kopf gegen den linken Flügel gewendet ist, wie es im Ei der Fall ist. Wenn man die Stellung des neugeborenen menschlichen Kindes hätte nachahmen wollen, dann müsste man die Todten auch mit dem Kopfe zu unterst bestattet haben. Wir können Troyon nicht zustimmen, dass dieses Begräbniss ein Symbol der Wiederauferstehung sein soll. Derselbe Gebrauch findet sich bei den Basutos in Africa und bei den Guanachen auf Teneriffa. Die Andamanen binden ebenfalls die Todten wie in einen Knäuel, damit er wenig Raum einnehme. Die Neucaledonier biegen die Beine derselben und binden die Arme an die Kniee, das Ganze wird dann mit Baumrinde umschnürt. Bei den Neuseeländern ruht der Kopf auf den Knieen. Aehnlich wie Troyon schildert schon André Thévot die Sitte bei den Brasilianern in seiner *Cosmographie* vom Jahre 1575. Er sagt, sie glaubten, der Todte könne nicht würdiger bestattet werden, als in den Eingeweiden der Erde, welche die Menschen trägt und Früchte und nützliche Dinge für Jeden hervorbringt. Sie biegen die Glieder der Todten zusammen und binden sie mit Seilen zu einem Ballen, der dem Kind im Schoosse der Mutter gleicht und legen ihn in eine grosse Thonvase. So geschieht es noch bei den Indianern am Tenesse, Missouri und Ohio. Bei Einigen gossen die Mütter Milch aus ihren Brüsten auf die Todten. Dies soll nach Troyon noch zu Anfang unseres Jahrhunderts im Alpenthal des Ormons geschehen sein. Er fand hockende Bestattung noch nach der Einführung der Metalle in zahlreichen Gräbern zu Chardonne, Verschiez und zu Sion. Auch in den Steinkammern Skandinaviens sitzen die Todten. Im Grabe von Schwaan in Meklenburg lag der Vornehme wagerecht hingestreckt, neben ihm waren wahrscheinlich seine Diener in hockender Stellung beigesetzt. W. Kobelt fand in megalithischen Grabkammern Nordafrikas, wie es daselbst die Regel ist, die Todten in anscheinend hockender Stellung begraben; vgl. Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a. M. 1885, S. 137. Lubbock sagt für England, die sitzenden Skelette bezeichneten die Stein-

zeit, die Leichenverbrennung entspreche der Bronzezeit, die Bestattung der Eisenzeit.

Schaaffhausen.

2. Culturgeschichtliche Denkmäler in Ostafrika. Die Colonisations-Bestrebungen in Ostafrika haben zur Entdeckung zahlreicher Denkmäler aus allen Culturperioden der Menschheit geführt. Es sind urgeschichtliche Geräthe aus der Stein- und Bronzezeit, Speiseabfälle, Spuren von Höhlenbewohnern und von Pfahlbauten entdeckt worden, aber auch unwiderlegliche Zeugen für die Anwesenheit der Völker des klassischen Alterthums. Révoil fand an der Somaliküste, wo nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller sich griechisch-römische Colonien befunden haben, dieselben Ueberbleibsel antiker Cultur, die sich überall finden, wohin griechische Handelsunternehmungen und römische Eroberungszüge sich erstreckt haben. Die von Révoil gefundenen Glaswaaren, sowie Stücke von Email, Alabaster und Terra sigillata und Münzen stammen theils aus der Ptolemäer- theils aus der römischen Kaiserzeit. An der Nordküste des Somalilandes finden sich zahlreiche Gräber griechisch-römischer Colonisten. In der Nähe des Cap Guardafui hält Révoil verschiedene Mauerreste für Ruinen griechischer Tempel, die wohl durch Colonisten von Alexandria aus errichtet waren. In der Nähe der südlich vom Zambesi gelegenen Goldminen des Sofalalandes entdeckte Carl Mauch alte Befestigungsmauern und in den Fels gehauene Gänge, deren Entstehung vielleicht in die Zeiten der Aegypter und Phönizier zurückverlegt werden muss. Als die Portugiesen (1498) von diesen Goldminen Besitz ergriffen, trafen sie diese Bauten bereits als Ruinen an. Die daselbst sesshaften Araber sagten, sie stammten aus den Zeiten der Ophirfahrten des Königs Salomo. Nach dem Niedergange der antiken Cultur scheint eine hoch entwickelte mohamedanische Cultur an diesen Gestaden des indischen Ozeans blühende Sitze des Handels und der Industrie geschaffen zu haben. Ein solcher war die Stadt Makdischu mit 100 Moscheen, von denen noch zwei erhalten sind, die mit ihren Hallen und Kuppeln, mit ihren Spitzbögen und in Alabaster ausgeführten Ornamenten an die Alhambra und die Cathedrale von Cordova erinnern. Nach dem Bericht des französischen Marine-Officiers Guillain ist die ganze Küste südlich dieser Stadt meilenweit mit Ruinen völlig besät. Bei Kiloa haben die Trümmer einer prachtvollen arabischen Moschee die Bewunderung der Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft jüngst erregt. Wie sehr die Portugiesen die wirthschaftliche Bedeutung und den colonisatorischen Werth von Ostafrika erkannten, geht aus der grossen Zahl von Zwingburgen hervor, die sie an den meisten Hafenplätzen dieser Küste errichteten. Diese vor 2 oder 3 Jahrhunderten angelegten starken Werke haben sich bis zur Gegenwart in ziemlich unverändertem Zustande erhalten.

In Mozambique und Sofala sind dieselben noch heute in Händen der Portugiesen. An anderen Plätzen haben die Sultane von Maskat nach ihrem Siege über die Portugiesen 1698 das Zeichen des Halbmondes an Stelle des Kreuzes aufgepflanzt. Vielleicht bringt der in diesem Jahre von Seiten des Herrschers von Sansibar mit dem Deutschen Reich abgeschlossene Vertrag diese festen Plätze wieder unter christlich-europäische Verwaltung zurück.

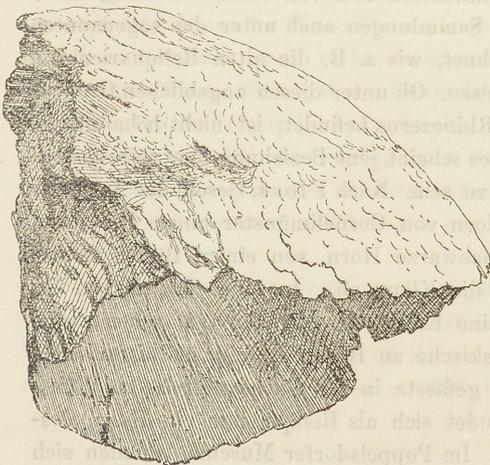
Dr. K. Grimm. Morgenblatt der Bonner Zeitg. 28. Aug. 1888.

3. Die Erhaltung organischer Gewebe. Prof. Schaaffhausen theilte darüber in der Generalversammlung des naturhistorischen Vereins in Dortmund das Folgende mit: Nächst den Knochen sind von den übrigen Gewebetheilen des thierischen und menschlichen Körpers die Haare die dauerhaftesten, sie widerstehen auch in Gräbern lange der Zerstörung. In einem gallorömischen Grabe bei Wallerfangen waren die Haare des Todten und Reste der Kleidung, die aus Schaafwolle bestand, erhalten, von Skelettheilen zeigte sich keine Spur mehr. Der Redner zeigte diese Haare, die rothbraun sind, vor; vgl. Archiv f. Anthrop. V, 1871, S. 124. An Leichen, die nach 25 Jahren wieder ausgegraben wurden, sind die Haare meist erhalten. So war es bei R. Schumann, dessen Reste nach 23 Jahren, als sein Denkmal in Bonn errichtet wurde, wieder dem Grabe entnommen wurden. Aber auch in mehr als 1000 jährigen Gräbern sind in unsern Gegenden die Haare nicht selten erhalten. Sie zeigen dann, worauf ich mehrmals aufmerksam machte, eine Farbenänderung, indem sie röthlich werden, was sowohl von den dunkeln, als den blonden Haaren gilt. In einem fränkischen Grabe zu Rondorf bei Sechtem zeigte der in einem Steinsarg Bestattete auf dem Kopfe noch einen Haufen röthlicher Haare; vgl. Verh. d. naturh. V. 1875, Stzb. S. 198. Eschricht fand sogar an einem der rundlichen Grabschädel der skandinavischen Steinzeit, die den Lappen gleichen, dunkelbraune Haare, woraus er auf eine dunkelhaarige Rasse schloss, vgl. Anthrop. Vers. in München 1875, S. 67. Bei der Winckelmannsfeier in Bonn am 10. Dez. 1875 zeigte der Redner rothe Haare aus einem kurz vorher in der Johannisstrasse zu Cöln gefundenen römischen Steinsarge. Nach der vorhandenen Inschrift war in demselben ein Hauptmann der Kaiserlichen Leibgarde bestattet. Wiewohl die Knochen sehr mürbe und dem Zerfallen nahe waren, so hatte sich doch eine ansehnliche Menge des Haupt- und Bart-Haares erhalten, welches lebhaft roth war. Für die seit dem 2. Jahrhundert u. Z. eingeführte Kaiserliche Leibwache wurden wegen ihrer Tapferkeit und Leibesgrösse gern Germanen ausgewählt. Die hellere Farbe des Haupthaares und die Körpergrösse von 6,2 Rh. oder 193,8 cm, die sich aus der Länge des Oberarmbeines berechnen liess, sprechen dafür, dass auch dieser Centurio ein Germane war. Dies ist wohl

der einzige bekannte Fall, dass uns die *rutila coma* unserer Vorfahren erhalten worden ist. Als vor mehreren Jahren die Remigiuskirche in Bonn neu geplattet wurde, sah man in den vermoderten Särgen viele Tödtte mit röthlichen Haaren, die einige Jahrhunderte alt waren. Haare der h. Maria, die sich in dem Reliquarium Karls des Grossen befinden, werden als gelblich bezeichnet, Jahrb. d. V. v. A. XXXIX S, 270. Leichen, die in warmen Gegenden, in sehr trockner Erde liegen und vielleicht auch künstlich vor dem Eindringen der Luft und der Feuchtigkeit geschützt sind, erhalten sich länger als unter entgegengesetzten Bedingungen. Aegyptische Mumien erweichen oft in unserm Klima, und wo sich, wie auf dem Kreuzberge bei Bonn, Leichen in einem Grabkeller gut erhalten, da ist die Trockenheit des Bodens und ein starker Luftzug die Ursache. Schon Czermak hat in den getrockneten Weichtheilen der ägyptischen Mumien nach zweckmässiger Behandlung mit dem Microscop alle Gewebselemente wieder erkannt. Auch die Haare sind an ägyptischen Mumien, wie an denen der Peruaner und Guanchen gut erhalten und schimmern röthlich. Auf welcher chemischen Umwandlung das Rothwerden der Haare beruht, wissen wir nicht, es zeigt sich an todtten Germanen oft schon in kürzerer Zeit, wie man an alten Perücken beobachtet. Vielleicht beruht es auf einer Oxydation der Eisenbestandtheile des Haars. Auch an Moorleichen haben Handemann und Pansch die Haare röthlich gefunden. In einem Baumsarge von Borum-Eschoi im Museum zu Copenhagen, der 1872 gefunden ist und über 2000 Jahre alt geschätzt wird, sind wollene Kleidungsstücke und das Haar vortrefflich erhalten. Die Gerbsäure des Eichenholzes wird hier die Zerstörung aufgehalten haben. Die im Moore von Lincolnshire 1747 gefundene Leiche, deren Sandalen auf hohes Alter deuteten, zeigte Haare und Nägel so frisch, wie bei einem Lebenden, Handb. der ges. Mineral. II, 1832, S. 290. Selbst Weichtheile und Haare quaternärer Thiere haben sich durch den Einfluss der Kälte bis heute erhalten, indem die im gefrorenen Boden Sibiriens eingeschlossenen Leiber des Mammuth und Rhinoceros der Fäulniss widerstanden haben. Auch die Haare des Mammuth, die in den Museen von Petersburg und Moskau aufbewahrt werden, sind znm Theil röthlich geworden. Das gab zu einem irrigen Bilde des Mammuth Veranlassung, welches Harting veröffentlicht hat, indem er dem Thiere eine rothbraune Mähne gab. In unserm Klima ist aus so ferner Zeit eine Erhaltung von Haaren nie beobachtet worden und jene Haare aus der Grümannshöhle, die ganz schwarz sind, können von einem Höhlenthiere der Vorzeit nicht herühren. Nach der microscopischen Untersuchung gehörten diese Haare dem *Sus scrofa ferus* an, das sich ja wohl einmal in eine Höhle verirrt haben kann. Während unser Wildschwein am Körper meist graue Haare hat, so besitzt es doch am Ohr und Kinn ganz schwarze.

Das Haar ist ein der Hornschicht der Oberhaut verwandtes Gebilde

und die Hörner mancher Thiere, denen ein Knochenkern fehlt, bestehen wie die des Rhinoceros nur aus Hornstoff und sind blosse Hautbildungen, während die Geweihe der Hirsche aus Knochen bestehen und bei den hörnertragenden Wiederkäuern das Horn nur die Scheide eines am Schädel festsitzenden Knochenzapfens ist. Die Thiere der Vorzeit haben uns wohl ihre Geweihe hinterlassen, aber ihre Hörner so wenig wie ihre Haare. So häufig bei uns die Funde von Rhinocerosknochen sind, von einem Horn hat man niemals gehört, wiewohl man zugeben muss, dass seine Grösse und Dichtigkeit unter günstigen Umständen zu seiner längeren Erhaltung beitragen wird. Auf der Anthropologen-Versammlung in München im Jahre 1875 (vgl. Bericht S. 69) theilte Virchow mit, dass die Gymnasial-Sammlung in Glogau ein mächtiges Horn vom Nashorn besitze, welches, wenn er nicht irre, beim Baggern aus der Tiefe der Oder zu Tage gefördert worden sei. Dieses fossile Horn, der einzige bekannte Fund der Art in Europa, legte der Redner vor, indem Herr Direktor Hasper ihm dasselbe zur Untersuchung übersendet hatte. Nach Mittheilung des jetzt in Plauen lebenden Gymnasial-Oberlehrers a. D. Alexander Scholtz ist das Horn von einem Glogauer Kaufmann erworben worden, nach dessen Angabe dasselbe unterhalb des Dorfes Nosswitz bei Glogau in der Nähe eines nicht weit davon in die Oder mündenden Nebenflüsschens, am Ufer einer Wasserlache im Schlamme liegend, aufgefunden wurde. Dieser Fundbericht ist nicht ganz sicher. Manche halten desshalb das Horn für modern oder glauben, dass es aus Sibirien herrührt. Das Horn ist nicht vollständig, sondern ist nur eine vom innern Hornkern abgelöste Schale. Vgl. Anthropologen-Vers. in Nürnberg 1887 S. 160.



Das Horn ist hier in $\frac{1}{4}$ Grösse abgebildet. Das Poppelsdorfer Museum besitzt von einem jungen lebenden Rhinoceros einen solchen Horntrichter, der innen glatt wie ein umgestürzter Trinkbecher aussieht. Wenn man annimmt, dass in der Vorzeit sich solche Schalen vom Rhinoceroshorn leicht ablösen liessen, so wird man sie ebenso wohl zum Trinken benutzt haben, wie dies von den Ochsenhörnern bekannt ist. Noch heute fertigt man im Orient, wie Brehm mittheilt, Trinkgefässe aus Rhinoceroshorn, denen man eine zauberhafte Wirkung zuschreibt.

Caesar sagt de bello Gallico VI, 28, dass die Germanen aus Ochsenhörnern

tränken, die an der Mündung verziert seien. Plinius berichtet hist. nat. II, 37 dasselbe von den nördlichen Barbaren. Auch andere Völker kannten diesen Gebrauch. Theopompus lässt den König der Paeonier aus mit Gold und Silber verzierten Ochsenhörnern trinken. Aeschylus führt mit Silber verzierte Hörner an, Pindar lässt dann die Centauren aus silbernen Hörnern trinken, vgl. Brandt Palaeontol. Beitr. 1867, S. 126.

Es giebt Gründe für die Annahme, dass Hörner des Rhinoceros in Nordasien häufig im gefrorenen Boden gefunden worden sind, weil sie, falsch gedeutet, zu einer schon im Alterthum weit verbreiteten Sage Veranlassung gegeben haben. Pallas fand 1772 am Ufer des Wilui ein ganzes Rhinoceros mit Fleisch, Haut und Haaren. Er sagt Nov. comm. ac. imp. Petrop. vol. XVII, p. 576: loquor de rhinocerote integro cum coris, cumque tendinum et carniū insignibus reliquiis conservato. Die Hörner fehlten. Schon A. Erman, Reise um die Welt I, 1, S. 711 fand in der nordischen Sage von einem riesenhaften, früher mit dem Volke des Landes kämpfenden Vogel, dessen Kopf und Klauen noch gefunden würden, das Vorbild der griechischen Sage vom Vogel Greif, unter dem die Arimaspen das Gold hervorziehen, der in den arabischen Märcen von Tausend und eine Nacht als Vogel Rock erscheint. Nach von Humboldt ist die Sage indisch-persischen Ursprungs. Das fabelhafte Thier ist in China und Japan ein Drache. Es sind in Nordasien aber niemals die Reste eines grossen Vogels gefunden worden, wiewohl noch 1830 der aus Sibirien kommende Reisende Hedenström gegen von Baer die Ansicht äusserte, jene Hörner seien Vogelklauen. Nach von Olfers, Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthier in Beziehung zu ostasiatischen Sagen und chinesischen Schriften, Berlin 1840, S. 14, sind Hörner vom Rhinoceros und von andern Thieren unter dem Namen Greifenklauen in vielen Sammlungen auch unter den sogenannten Heiligthümern der Kirchen verzeichnet, wie z. B. die alten Reliquarien von Wien, Wittenberg und Halle nachweisen. Ob unter diesen angeblichen Greifenklauen sich wirklich ein Horn des Rhinoceros befindet, ist nicht bekannt geworden und sehr unwahrscheinlich, es scheint jene Beziehung den verschiedensten Thierhörnern beigelegt worden zu sein. Nach Floss, Gesch. der Aachener Heiligthümer S. 168, gleicht das Horn von Cornelimünster einem Stierhorn, aus'm Werth sagt, es sei das schwarze Horn von einem Büffel, in der Sage aber streifte sich ein Greif die Klaue ab. In einer Kapelle zu St. Denis war noch im 16. Jahrh. eine Krallen des Greifen zu sehen; eine ähnliche befand sich in der Blasiuskirche zu Braunschweig, im historischen Museum in Dresden, eine in Gold gefasste in der Burkardkirche zu Würzburg. In St. Severin zu Cöln befindet sich als Reliquarium ein Horn, dessen Fuss eine Vogelklaue darstellt. Im Poppelsdorfer Museum befinden sich zwei Zähne des Hippopotamus, die zu Behältnissen mit Deckel ausgehöhlt sind. Auch das germanische Nationalmuseum in Nürnberg besitzt eine

sogenannte Greifenklaue. Es ist ein Thierhorn. Aus'm Werth¹⁾ führt noch Hildesheim, Weimar, Gran und Olmütz an, wo sich solche Greifenklauen befanden. Das Trinkhorn des h. Anno in Siegburg ist verschollen, es war schwarz, mit Silber beschlagen. Ueber dem Grabe Heinrichs des Löwen in Braunschweig hing die von ihm aus dem Orient mitgebrachte Greifenklaue.

Verh. des naturhist. Ver. Bonn 1887 S. 70.

4. Die eiserne Statuette von Plittersdorf, eine Berichtigung. Im Hefte LXXXI unserer Jahrbücher habe ich eine kleine weibliche, eiserne Figur in ägyptischem Costüme beschrieben und als eine römische bezeichnet. Dieses Urtheil gründete sich auf die Umstände des Fundes, auf das häufige Vorkommen ägyptischer Alterthümer in römischen Gräbern am Rhein, das ich selbst zum Gegenstande einer Abhandlung im Jahrb. LXXVI gemacht hatte, ferner auf die vortreffliche Anatomie der weiblichen Gestalt, auf den verwitterten Zustand des Eisens und auf die Unmöglichkeit, trotz ausgedehnter Nachforschungen, den modernen Ursprung der Figur nachzuweisen. Am Schlusse der Abhandlung sagte ich, dass die Herkunft der Statuette aus einem römischen Grabe nicht beobachtet worden sei und nur aus den Umständen der Auffindung geschlossen werden könne und dass der antike Ursprung derselben die erheblichsten Gründe für sich habe. Ich setzte hinzu: „der volle Beweis der Richtigkeit dieser Annahme wird erst dann zu führen sein, wenn irgend ein ähnlicher und zweifellos antiker Fund auf diesen sein Licht werfen und unsere Schlussfolgerungen bestätigen wird. Das kleine Bildwerk hat durchaus den Charakter einer antiken Arbeit, doch habe ich vor meiner Untersuchung die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt, dass dasselbe nicht antik, sondern modernen Ursprungs sein könne.“ Meine Darstellung hat deshalb die Zweifel sachverständiger Forscher auch nicht beseitigen können. So schrieb mir Dr. L. Beck am 6. Juni 1886: „Meine Befriedigung über Ihre Arbeit wird keineswegs eingeschränkt durch meine Zweifel an der römischen Provenienz der Eisenfigur. Ihre Schrift wird gerade Veranlassung sein, durch kritische Vergleichung diese Frage zu entscheiden. Diese Entscheidung, möge sie für oder wider ausfallen, wird immer ein Fortschritt sein für die Geschichte des Eisens.“

Ich bin jetzt in Folge zweier späteren Funde derselben Figur und meiner fortgesetzten Nachfragen im Stande, den sichersten Beweis für den modernen Ursprung derselben zu liefern. Es ist sogar die Gussform derselben aufgefunden. Im Sommer 1886 brachte mir Herr Bauinspector P.

1) Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters in den Rheinl. I, 3 B. 1868, S. 15 u. 37.

Karsch, damals in Linz, dieselbe eiserne Figur, die er von der Familie des verstorbenen Brunnenverwalters Saal erworben hatte, welcher lange Jahre am Heilbrunnen bei Tönnisstein im Brohlthale angestellt war. Nach Aussage der Frau und Tochter des Verstorbenen, die sogar ein schriftliches Attest ausstellte, war dieselbe bei einer Neueinfassung der Quelle mit römischen Alterthümern im J. 1857 dort in der Erde gefunden. Dass die Römer schon diese Quelle benutzten und gefasst hatten, ist durch neue Funde, vgl. Jahrb. LXXXIV, S. 55 festgestellt. Der Fund jener Figur diente mir aber nicht zur Bestätigung des römischen Alters, sondern erregte ernste Bedenken. Das Eisen war wohl erhalten, und zeigte Spuren schwarzer Farbe, am Kopfe der Figur war eine Schraube, die in ein dabei gefundenes Capital aus Palmblättern passte, welches sehr modern aussah und den Gebrauch der Figur als Leuchter sicher stellte. Eine andere kleine Statuette aus gelber Bronze von demselben ehemaligen Besitzer, die einen nackten Gladiator mit entblösster Muskulatur darstellt, und die ebenfalls mit römischen Sachen bei jener Gelegenheit gefunden sein sollte, habe ich bei der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg, vgl. Amtl. Bericht S. 118 vorgezeigt. Ihr römischer Ursprung ist sehr unwahrscheinlich. Während des Anthropologen-Congresses in Bonn im August dieses Jahres brachte mir Herr Dr. Köhl aus Worms ein drittes Exemplar jener Eisenfigur, über dessen Auffindung nichts Sicheres bekannt war. Dasselbe war sehr gut erhalten und zeigte unzweifelhafte Spuren schwarzen Lackes. Da diese, sonst nicht bekannten Figuren nun 3 mal, nicht sehr fern von einander, im Gebiete des Mittelrheines in Plittersdorf, im Brohlthal, bei Worms gefunden waren, lag der Gedanke nahe, dass sie in dieser Gegend auch gefertigt sein müssten. Schon früher hatte ich meine Nachforschung auch nach der Sayner Hütte gerichtet, wo vor etwa 40 Jahren eine kurze Zeit nur der Guss kleiner Kunstgegenstände stattfand, welche Industrie bald wieder aufgegeben wurde. Meine damalige Erkundigung blieb ohne Ergebniss. Ich wandte mich nun an Herrn Hüttdirector Rud. Herzog in Sayn mit der Frage, ob nicht auf der Sayner Hütte aus jener Zeit noch Gussformen vorhanden seien und legte eine Skizze der Eisenfigur bei. Derselbe schrieb am 4. Septemb. d. J., dass die Figur sicherlich auf der dortigen Hütte angefertigt sei und sandte mir ein Blatt mit Abbildungen von Saynerhütten Kunstgusswaaren, unter denen ein Tafelleuchter, unter No. 15 als Mumie bezeichnet, mit jener Figur dargestellt ist. Dem Briefe folgte ein Abguss aus der noch vorhandenen Form, welcher die vollkommenste Uebereinstimmung mit jenen Figuren zeigt. Dass die Sache so lange unaufgeklärt bleiben konnte, liegt in der geringen Verbreitung jener, während einer kurzen Zeit nur unter der Königlichen Verwaltung der Hütte angefertigten Kunstgegenstände aus Eisenguss.

Schaaffhausen.

5. Römische Inschriften aus Köln. Bei Ausschachtungsarbeiten, welche im Mai an der alten Römerstrasse, der jetzigen Luxemburgerstrasse, für die dort zu errichtenden Neubauten vorgenommen wurden, sind ausser zahlreichen Aschenurnen, Glasgefässen und kleineren Anticaglien auch Grabsteine bezw. Fragmente von solchen gefunden worden.

Der eine besteht aus einer kleinen dünnen Platte von Kalkstein, deren Maassverhältnisse ich nicht in der Lage bin anzugeben, da mir die Steine zu messen nicht möglich war. Er enthält folgende fünfzeilige Inschrift, deren sorgfältig eingemeisselte Buchstaben eine noch ziemlich gute Form aufweisen.

D M
C A N D I D I N I O
S E C V N D O
H E R E S . H E R E D I S
F C

D(is) m(anibus) Candidinio Secundo heres heredis f(aciendum) c(uravit).

Ob die einzelnen Buchstaben der Inschrift genau so unter einander stehen, wie im Drucke angegeben ist, sowie ob die gesetzten Interpunktionszeichen alle vorhanden sind, vermag ich nicht zu verbürgen, da ich die Inschrift aus dem Gedächtniss mitzutheilen genöthigt bin. Der Wortlaut ist indessen vollkommen sicher.

Auffallend ist, dass der Name desjenigen, welcher als Erbe des Erben das Denkmal dem Verstorbenen errichtet hat, nicht genannt ist.

Zugleich mit diesem Stein ist an derselben Stelle ein Bruchstück von Kalkstein gefunden worden. Erhalten ist der Sockel nebst einem kleinen Stück des eigentlichen Grabsteins, auf dem auch ein Theil der letzten Zeile vorhanden ist. Dieselbe lautet:

O . O B I T O

Beide Inschriften sind im Privatbesitz eines Bauunternehmers, der mit denselben die Einfassungsmauern seines Gartens auszuschnücken gedenkt.

Besser erhalten ist ein kleiner oben leicht abgerundeter Grabcippus, welcher ebenfalls zu Köln an der Aachener Strasse zu Tage gefördert worden ist. Derselbe ist 66 cm hoch, 37 cm breit und 8 cm tief. Das Material des Steines ist weisser Kalkstein. Die Erhaltung ist im Ganzen gut. Auf dem oberen Theile des Steines befinden sich in einer 11 cm hohen und 29 cm breiten Nische die Brustbilder zweier Personen hart neben einander, links vom Beschauer das einer Frau, rechts das eines Mannes. Darunter ist die nachstehende Inschrift eingehauen:

D M
 S E V E R I N I O
 E V A L I · F I L I O
 E T S E C V N
 D I N I A · V R S
 V L A · M A T E R
 V I V A · P O S V I T

Meines Wissens begegnen wir hier dem Cognomen Evalis zum ersten Mal. — Im Verfolg der Inschrift erfordert der Sinn SIBI vor VIVA, was wahrscheinlich durch ein Versehen des Steinmetzen ausgefallen ist.

Als graphische Eigenthümlichkeit der Inschrift hebe ich noch hervor, dass sämmtliche A ohne Querstrich sind.

Bonn.

Josef Klein.

6. Nachtrag zur kölnen Sepulcralinschrift in Jahrb. LXXXIV S. 237. Das im genannten Jahrbuch näher beschriebene Grabdenkmal ist mittlerweile in das hiesige Provinzialmuseum gelangt. Dasselbe ist, wie Nachforschungen dargethan haben, an der Aachener Strasse in der Neustadt von Köln gefunden worden. Jetzt, nachdem die einzelnen Theile desselben von dem Schmutze, welcher ihnen anhaftete, gehörig gereinigt und wieder zusammengesetzt sind, hat sich ergeben, dass auf den beiden die Nische einfassenden Randleisten in der Höhe der Brust der Figur die Anfangsbuchstaben der bekannten Eingangsformel D(is) M(anibus) eingemeisselt sind. Ferner ist zu bemerken, dass nach PACATIAE in der ersten Zeile ein Punkt steht. Ob auch nach ENTIAE in der zweiten Zeile ein Punkt einst gesetzt war, lässt sich nicht mit Gewissheit entscheiden, weil der Stein gerade an dieser Stelle eine leichte Beschädigung erfahren hat.

Bonn.

Josef Klein.

Köln. Bei den Erdarbeiten am Justizgebäude ist man mehrfach auf Spuren aus der Römerzeit gestossen. Im nordwestlichen Theile des Gebäudes fand sich Mauerwerk und ein grosser Betonboden, vermuthlich einer Feuerungsanlage angehörig. Die kleinen quadratischen Ziegel haben fast alle in einem Rundstempel einen sechsstrahligen Stern und dazwischen die Buchstaben:

L | E | G | X X X | V | V

d. i. Legio tricesima Ulpia Victrix. Da diese Ziegel in grosser Anzahl vorkommen, darf vielleicht eine Beziehung der alten Bauanlage zu dieser Legion vermuthet und die Bauzeit ziemlich früh angesetzt werden, weil die Legion vom 3. Jahrhundert ab ihre Beinamen ändert. Dabei ist bemerkenswerth, dass das Mauerwerk einen regelmässigen Wechsel von Tuffstein- und Ziegelschichten zeigt. An anderer Stelle wurde der untere Theil eines Altars aus Kalkstein gefunden. Er war, wie es scheint, der Juno geweiht; die Inschrift ist nicht vollständig erhalten.